

Haustierzucht und -Pfleger.

Beim Führen der Kühe

bedient man sich entweder eines Halfters oder Strickes. Da Kühe sehr störrisch werden können, wenn es ihnen einfällt, sollte man das zum Führen benutzte Hilfsmittel nicht lässig anbringen, wie es oft geschieht. Das gilt besonders vom Strick. Ist das Tier friedlich, so ist es schließlich gleichgültig, wie er befestigt worden ist. Die Sache ändert sich aber, wenn das Tier scheu und störrisch wird. Die beigegebene Abbildung zeigt die richtige Anbringung des Strickes, und zwar von hinten gesehen. Um das rechte Horn ist der Strick fest geschlungen und verknüpft; er geht dann wagrecht bis zum linken Horn, umschließt dieses von hinten nach vorn und wird, wenn er unter dem Horn wieder nach hinten kommt, von unten durch das wagrecht liegende Stück hindurchgeschlungen. In der Pfeilrichtung wird er dann fest angezogen. Will man das Tier losmachen, so ist die Schlaufe um das linke Horn sogleich zu lösen, und vom rechten Horn kann das geknotete Stück ebenso rasch abgestreift werden.



Der Anfänger in der Karstzucht wird oft ratlos sein, wenn ihm Dutzende seiner Tiere im Alter von 8 bis 10 Wochen plötzlich eingehen. Die Tiere sehen gewöhnlich zusammengekauert in einer Ecke, fressen nicht, bekommen Krämpfe und verenden innerhalb 24 Stunden. Meist ist unrichtige Fütterung die Ursache. Zu viel Grünfütter, verdorbenes Heu oder schimmelige Hafer usw. sind oft der Grund zu einer Darmkrankheit, die schnell den Tod herbeiführt. Man füttere daher die jungen Tiere vorsichtig, gebe nur Trockenfutter und Körner, und zwar möglichst in kleinen Portionen. Große Reinlichkeit der Ställe und geeignete Desinfektion helfen das Uebel zu bekämpfen.

Gestügel im Ziegenstall darf niemals geduldet werden; denn es beschmutzt nicht nur die Mauern und Krippen, sondern trägt auch seine Läufe auf die Ziegen über.

Nach Feierabend.

Kreuzworträtsel

1		2	3	4
	5			
6	7		8	
9	10		11	12
13		14	15	16
		17		
	18			
19			20	

Bedeutung der einzelnen Wörter:
 a) von links nach rechts: 1 römischer Gott, 2 Stadt im ehemaligen Westpreußen, 3 italienische Universität, 4 Schlitten, 5 Stadt in Pommern, 6 arabische Hafenstadt, 7 arabischer Gott, 8 Titelheld eines Freytag'schen Romans, 9 Bab an der Lahn, 10 Verwandter, 11 chinesische Münze, 12 Stadt in Thüringen;
 b) von oben nach unten: 1 Sage, 2 alte Stadt in Arabien, 3 Antikensinsel, 4 Nebenfluß des Rheins, 5 deutsches Gebirge, 6 weiblicher Vorname, 7 Landbezirk, 8 russischer Strom, 9 tschech. Obdach, 10 gebrochener Strich, 11 Nebenfluß der Donau, 12 weiblicher Vorname.

Der Künstler. „Was zeichnest du denn da, Ernstchen?“ „Einen Hund, Papa.“ „Aber wo ist denn der Schwanz?“ „Noch im Entwerfen.“

Der kleine Moritz schrieb einen Aufsatz über die Seife, in dem folgende Sätze vorkamen: „Seife riecht gut und schmeckt gräßlich. Sie schmeckt am schiefsten, wenn man sie in die Augen bekommt.“

Scherz und Ernst.

1. Der Plan einer Unternehmung der Meerenge von Gibraltar wurde im Jahre 1918 zum erstenmal lebhaft erörtert. Die ungewissen Zeitumstände, wie sie damals herrschten, und die trostlose Lage der spanischen Finanzen ließen es daher ratsam erscheinen, die bereits eingeleiteten Verhandlungen auf einen günstigeren Termin zu vertagen. Neuerdings hat die spanische Regierung das Studium des Planes wieder aufgenommen, von dessen Verwirklichung man sich vor allem auch eine Stärkung der spanischen Herrschaft in Marokko verspricht. Der Tunnel soll nach dem vorläufigen Projekt auf der spanischen Seite bei Tarifa beginnen. Der Ausgang auf der afrikanischen Seite ist noch nicht festgelegt. Im ganzen würde der Tunnel 25 Kilometer lang sein, so daß man die Meerenge in einer Fahrt von nur 20 Minuten unterqueren könnte. Da bei den spanischen Eisenbahnen die Spurbreite 1,68 Meter beträgt, will man von der Verbeibaltung dieser Spur absehen und dafür die europäische Normalspur einführen, so daß internationale Waggons verwendet werden können. Man muß damit rechnen, daß bei diesem Unterwassertunnel ein Meter auf 10 000 Goldpeseten kommen würde, was im ganzen eine Ausgabe von 250 Millionen Goldpeseten bedeuten würde. Käme der Gibraltar-Tunnel zustande, so könnte man die Fahrt von Paris nach Saint-Denis an der Mündung des Senegal ohne Wagenwechsel in drei Tagen zurücklegen.

2. Intendant und Kapellmeister. In einer mittleren deutschen Bühne war um die Jahrhundertwende ein Intendant tätig, der ein sehr rechtschaffener Mann, aber weder als Bühnenleiter noch als Mensch das war, was man einen großen Geist nennt. Die Folge war, daß es zwischen ihm und dem ersten Kapellmeister, einem genialen Dirigenten, zu häufigen Reibungen kam, die bei diesem den Wunsch weckten, seine Tätigkeit so bald als möglich „nach außerhalb“ zu verlegen. Aber seine Verpflichtung ließ noch drei Jahre, und an eine gütliche vorzeitige Lösung war nicht zu denken. Da sollte ihm eine Meisterfänger-Probe zu Hilfe kommen. Die große Brühlstraße im zweiten Akt war vorübergerauscht, der Nachtwächter mit Horn, Laterne und Fellebende nahe, alles schliefte in die Häuser. Das Auge des Befehls hob eben an, sein Spritzlein zu fingen, als plötzlich unvermutet der Herr Intendant aus der ersten Kuffe auf die wunderhelle Bühne trat. Da klopfte der Kapellmeister unvermittelt ab, blinzelte ernst und lange in die Partitur, verneigte sich höflich gegen den Gewaltigen und sprach in dienlich-verbindlichem Ton: „Erzellenz, in der Partitur steht nur ein Nachtwächter!“ „Erzellenz“ starrte den Sprecher einige Augenblicke verblüfft und wortlos an, zog sich dann, während im Orchester die Schlußakkorde sanft verhallten, wieder in die Kuffe zurück — und drei Tage später hatte der Kapellmeister die gewünschte Entlassung.

3. Jeder fünfte Deutsche kauft. Zu den letzten Jahren hat die Amateurphotographie in Deutschland einen ungeheuren Aufschwung genommen. Ermittlungen haben neuerdings ergeben, daß gegenwärtig etwa jeder fünfte Deutsche Anhänger der schwarz-weißen Kunst ist. Diese außerordentlich starke Verbreitung der Amateurphotographie ist besonders darauf zurückzuführen, daß die Kameras, auch die mit guter, höchster Optik, im Preise wesentlich billiger geworden sind, als das in der Vorkriegszeit der Fall war. Die Kamera mit der Lichtstärke 4,5 zum Beispiel, die vor dem Kriege für die meisten Amateurphotographen lediglich ein schöner Traum blieb, hat bereits einen so erheblichen Preisrückgang erfahren, daß nun auch diese lichtstärkeren Apparate immer mehr Eingang in Amateurtreffen finden können. Auch in den Wochen vor Weihnachten sind diesmal sehr viele photographische Apparate gekauft worden, ein deutliches Zeichen, daß die schwarz-weiße Kunst auf dem besten Wege ist, sich nach weiteren Gebieten zu erobern.

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum Schwedter Tageblatt



Nummer 9

Sonnabend, den 3. März 1928

Die von Gründingen

Humoristischer Roman
 von Freiherr v. Schlicht

1.

Die gräßliche Familie von Gründingen hatte sich, wie stets, auch heute gleich nach dem Dinner in das Wohnzimmer zurückgezogen, sich um den runden, großen Tisch herum verlammt — und langweilte sich entsehrlich.

Und aus dieser langen Weile heraus gähnte der Graf lekt plötzlich so laut, so intensiv, so anhaltend und so von Herzen kommend, daß keine beiden Töchter ihr Lachen nicht unterdrücken konnten, während die Gräfin, eine große, schlante, noch immer schöne Erscheinung, obwohl sie den Fünftägern nicht mehr fern war, ihrem Mann einen ihrer aristokratischen Blicke zuwarf.

„Aber Eduard.“ Das war alles, was sich ihren Lippen entrang, aber es genügte auch vollständig.

Der Graf richtete sich aus seiner halbliegenden Stellung in die Höhe, setzte sich gerade und aufrecht im Stuhl zurecht und bat, zu seiner Frau gewandt: „Entschuldige, Konstanze, daß ich so laut gähnte. — aber offen gestanden, ich finde es jeder Beschreibung spottend langweilig.“

„Du irrst dich, Eduard.“ klang es höflichvoll zurück. „Ich habe es dir in diesen Wochen, die wir nun von unserer Reise zurück sind, schon zu wiederholten Malen gesagt: es ist nicht langweilig, sondern nur einsam.“

„Den Unterschied verstehe ich nicht, das habe ich dir in den letzten Wochen ebenfalls schon zu wiederholten Malen erklärt.“

„Und ich verstehe es auch nicht.“ stimmte Alexa, die jüngste der beiden Töchter, ein mittelgroßes, schlankes, zierliches Geschöpf, ihrem Vater bei. „Auch ich finde es nicht einsam, und auch nicht einmal langweilig, sondern geradezu kommissig stumpfsinnig.“

Die Gräfin ließ ihre Handarbeit in den aristokratischen Schoß fallen und faltete entsehrlich die langen, schlanken Finger mit den tadellos manicurten Nägeln.

Es dauerte lange, bis die Gräfin sich endlich gesammelt hatte. Dann sagte sie: „Alexa, du hast da eben Worte gebraucht und Ausdrücke in den Mund genommen, die für eine Kontesse im höchsten Grade unachörig sind. So wie du sprichst keine junge Dame, nicht einmal eine bürgerliche, höchstens ein ungebildeter Hausknecht.“

„Und außerdem noch mein lieber Bruder Hans, Sr. Majestät höchster und leichsinnigster Sularenosifizier.“

Aus dem Lehnstuhl des Grafen heraus klang ein halbunterdrückter Klageaufschrei ein: „Ach so!“ der Zustimmung. Seine Alexa hatte recht wie immer; ein bitbschöner Bengel war der Hans ja, aber leichtsinnig — dafür gab es bald keinen Auspruch mehr.

Er selbst war ja in seiner Jugend allerdings auch nicht anders gewesen, aber nach seiner Meinung doch nicht ein solcher Windhund wie sein Sohn Hans, der das Glück, der Sohn eines plebeischen Millionärs zu sein, in seinen Fingern

Aber der Seufzer des Grafen wurde nicht gehört. Die Gräfin war von einem Entsetzen ins andere gefallen, und in dem letzten sah sie noch fest.

„Wie?“ — kam es endlich von ihren Lippen. — „Solche Ausdrücke gebraucht Hans — mein Sohn Hans?“ Das kann und will ich nicht glauben.“

Hans war das Lieblingskind der Gräfin, er hatte, wie sie, die schlante, aristokratische Erscheinung, die schlanken, schlanken Füße und Hände, er war, wie sie, von seinem alten Namen durchdrungen und mit seinen tadellosen Manieren ihr Liebling.

„Ich will es nicht glauben.“ nahm die Gräfin noch einmal das Wort, „aber, wenn auch. In der Reitbahn und im Pferdestall kann man sich schon mit Rücksicht auf keine Umgebung nicht immer so gewählt ausdrücken, wie man es als gebildeter und vornehmer Mensch möchte. Aber hier in diesen Räumen und in unserer Gegenwart sind derartige Ausdrücke durchaus unpassend.“

Alexa wurde ungeduldig.

„Sei schon wieder gut, Mama, du weißt ja, ich denke mit nichts Böses dabei, wenn ich einmal solchen Sanktausbruch brauche. In Zukunft will ich es auch nicht wieder tun, dann will ich auch ganz artig nur sagen: es ist hier langweilig.“ — „Mein: einsam.“ — wollte sie sich verbessern, aber sie kam nicht dazu, denn gleichsam, als hätte sie nur auf dieses Stichwort gewartet, legte ihre Schwäger Dagmar in diesem Augenblick hinzu: „Zum Sterben langweilig!“

Sie schob die Zeitung beiseite, in der sie bis jetzt geblättert hatte.

Dagmar war ein auffallend hübsches, junges Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, groß und schlank mit einem wundervoll feinen Profil und sinnenden, großen Augen. Sie war in ihrem äußeren Aristokratie, wie ihre Mutter, ohne deren altzu starre und altzu strenge Adelsanhaftungen ganz zu teilen.

Alexa war meist lustig, übermütig, zuweilen etwas buckelstos und handelte oft ganz impulsiv, während Dagmar ruhig und gemessen war und allerdings mehr absichtlich als ihrem Temperament entsprechend, eine gewisse vornehme Ruhe zur Schau trug.

Dagmar nahm von neuem die Zeitung zur Hand: „Es ist wirklich ein Unglück, Papa, daß wir nur auf die „Kreuzzeitung“ abonnieren sind — sie bringt so wenig, und das Wenige ist noch langweilig. Wenn ich an all die Blätter zuvordende die wir in Berlin im Hotel Continental hatten!“

„Ach ja — — das Hotel Continental!“

Der Graf sprach es mit einem Seufzer, als dächte er zurück an längst entchwundene schöne Zeiten, und als könne er sie durch keine Klage wieder zurückbringen.

Die anderen sagten gar nichts, aber alle dachten dasselbe wie er. Und plötzlich waren sie alle wieder in Berlin.

Es war aber auch diesen Winter wirklich zu nett gewesen. Wie alljährlich waren sie im Januar dorthin ins Hotel Continental übergesiedelt, um die Hoffelle und zahllose andere feste mitzumachen, Promenieren zu besuchen und sich zu amüfieren.

Der Zufall hatte es gefügt, daß es dieses Mal noch viel lustiger und hübscher werden war als sonst. Es war fast als hätte sich der ganze Adel in der Residenz ein Rendezvous gegeben. Selbst Familien die aus irrenden Gründen in den letzten Jahren der Residenz fernabgeblieben waren, hatten sich dort wieder eingefunden. Man hatte alte Bekanntschaften erneuert und neue angeknüpft. Es war einfach reizend, wenn jeder hatte das Gefühl, was er suchte.

Die Gräfin hatte nur von Adelsgeschichten reden können, der Graf hatte in seinem Hotel in einer verabschiedeten hohen Exzellenz einen Herrn kennen gelernt, der ebenso leidenschaftlich und ebenso hoch Ecarté spielte, wie er selbst. Die Komtesse hatten getanzt wie noch nie. — Kurz: man war sehr glücklich dort gewesen.

Man blieb viel länger, als man wollte, und wenn man schließlich entschloß, auf das Gut zurückzukehren, so geschah es nur, weil man doch nicht immer im Hotel wohnen konnte. Die Freunde und die Bekannten waren schon alle fort, die Saison war vorüber, da mußte man, ob man wollte oder nicht schließlich auch an die Heimreise denken.

„Zu Hause ist es ja auch sehr schön. Und wenn wir da erst wieder in aller Ruhe in den eigenen vier Wänden sitzen, werden wir uns sehr freuen.“

So hatte der Graf eines Morgens beim Frühstück gesprochen. Er glaubte selbst nicht an das, was er sagte und erwartete deshalb auch nicht, daß die Seinen ihm irrendwie glauben. Das tat er auch nicht, aber trotzdem wurde das Wort: „Zu Hause ist es ja auch sehr schön.“ bald eine ständige Redensart, mit der man sich selbst belog, um sich Mut zuzusprechen, endlich die Koffer zu packen.

Seit drei Wochen war man nun zurück, aber man hatte sich immer noch nicht wieder eingelebt. Der Graf aß manchmal wie ein brüllender Löwe durch das Schloß und suchte einen Menschen, mit dem er Ecarté spielen konnte. — Die Gräfin vermied den Umgang mit Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin und Ihrer Erlaucht, der Reichsunmittelbaren, und die beiden Komtessen lehnten sich nach Walzerklangen, nach lustigen Dinern und nach dem Theater.

Es war wirklich „recht einsam“ auf dem weiten seiner herrlichen Lage, seiner prachtvollen Wälder und seines reichen Bodens weit berühmten gräflichen Gute Gründungen, und das große Schloß vermochte trotz seiner mit allem nur denkbaren Komfort und Luxus eingerichteten Räumen, trotz seines märchenhaft schönen Gartens doch nicht über diese Einsamkeit hinwegzutäuschen. Verkehr hatte man nicht allzuviel.

Wäre es nach dem Grafen gegangen, er hätte jeden Tag Gäste bei sich gesehen. Aber die Gräfin war sehr wählerisch mit den Leuten, die sie zu sich lud. Im allgemeinen hatte er sich ihrem Wunsch gefügt, aber schließlich doch durchgeleitet, daß wenigstens zwei Bürokratische völlig freundschaftlich bei ihm verkehrten: sein Gutsnachbar Weidemann, ein weichen seiner Geradheit und Offenherzigkeit bekanntes Orignal dessen ebenso originale Tochter mit seinen Kindern so gar auf du und du stand und der Landrat, obwohl dieser — wie die Gräfin es nannte — mit seinen Automobilen die ganze Umgegend verpestete.

Für einen häufigen Verkehr mit den anderen adelichen Gütern lag Schloß Gründungen auch etwas zu isoliert. Man fuhr reichlich zwei Stunden bis zu den nächsten Bekannten. So sah man oft wochenlang keinen Menschen bei sich, außer dem Nachbar Weidemann und dem Landrat.

Allerdings so oft er irgend Urlaub erhielt kam Hans aus der nahen Garnison auf einige Tage zum Besuch und brachte dann stets ein paar Freunde mit. Das waren dann immer lustige, fröhliche Tage. Dann kamen auch die Töchter von den benachbarten Gütern, da wurde getanzt, gelacht, gekirtet, ausgeritten und acetollt.

Und wenn es dann zum Abschied kam, waren alle traurig, der Graf am meisten, denn er mußte dann stets nach vorher seinem Sohne eine Strafrede halten. Er schalt dennoch, mehr aus Angewohnheit, als aus Ueberzeugung und wenn er dann genug gescholten hatte, dann aß er an den Geldschrank und drückte seinem Sohne eine Summe Geldes in die Hand, die monatlang reichen sollte, aber schon nach Wochen den Weidmannes Irdischer geangenen war.

In früheren Jahren war es auch Schloß Gründungen auch nicht anders gewesen als jetzt, auch da hatte man regelmäßig nach der Rückkehr aus Berlin zuerst geküßt und sich einsam gefühlt. Aber doch nicht so, wie dieses Mal.

Alle hatten gehofft, daß Hans einen längeren Urlaub erhalten und mit einigen Freunden herkommen würde. Das wäre als Ueberausstadium allen sehr willkommen gewesen. Aber Hans hatte geküßt: er wäre aus dienstlichen Gründen nicht abkömmlich.

Die Mutter und die Schwestern hatten den Vermissen beklagt, aber der Graf mußte aus eigener Erfahrung, was solche Ausreden bedeutete. Dahinter steckte irgendeine Klaisen ein Kitzel oder sonst irgendeine Geschichte die mit dem Dienst auch nicht das Allererste zu tun hatte. Solche Ausreden waren auch seinem Vater immer sehr teuer zu stehen gekommen und der Graf verstand sich darüber klar zu werden, was das Fernbleiben seines Sohnes Hans ihm wohl kosten würde. Aber trotz aller Grübeln kam er zu keinem Resultat, nur so viel mußte er: billig würde es nicht werden.

Graf Eduard gähnte zum zweitenmal, aber nicht wie vorher, laut und vernehmlich, sondern leise und dezent. Aber gehört wurde es dennoch.

„Es ist wirklich sehr einsam.“ Er sah nach der Uhr. „Schon gleich halb zehn. Da bleiben wir heute wieder einmal allein, wenn nicht der Landrat noch anohurt kommt.“

„Wo hast du denn nur diesen gräflichen Ausdruck wieder her?“ fragte die Gräfin, während Alexa laut aufschrie.

Der Graf warf sich stolz in die Brust, so daß das Frackhemd, ohne das er nie abends um sieben zum Diner erschien, laut knackte, dann sagte er: „Selbst erkunden. Und ich bin und bleibe stolz darauf, bis mir jemand nachweist, daß schon ein anderer vor mir das Wort entdeckte.“ Und zu Daamar gewandt fuhr er fort: „Gib mir doch bitte noch ein Stück von der Zeitung. Ich kenne sie zwar schon auswendig, nicht nur von vorn sondern auch von hinten.“ Aber trotzdem.

Daamar schob dem Vater das Blatt hin, und in dem großen, vom elektrischen Licht hellerleuchteten Raum herrschte tiefe Stille.

Die Gräfin stützte eine neunzackige Krone in ein leibenes Taschenuch, Alexa durchsah den neuesten Roman und versuchte zuerst festzustellen, ob, wann und wie sie sich „kriegen“, um dann erst spät das Buch nochmals in Ruhe zu lesen. — Und Daamar blätterte nun in einigen alten Journalen, während der Graf, seine Zigarre rauchend, die Zeitung las.

Es war ein Pendant zu den Bildern, wie man sie auf dem Umschlag der Familienblätter mit der poetischen Unterschrift „Im trauten Kreise“ oder „Nach gelanter Arbeit“ findet.

„Da allos!“ sagte der Graf plötzlich. „Hier habe ich doch noch eine Nachricht von der allergrößten Wichtigkeit übersehen: in Karlsbad steht ein Wechsel in dem Bürgermeisterei bevor.“

„Aber das interessiert dich doch nicht, Papa,“ meinte Alexa belustigt.

„Das sagst du so mit deinem kindlichen Verstand. Aber vielleicht hast du doch recht. Na, lesen wir weiter.“

Wieder herrschte wohl zehn Minuten hindurch tiefes Schweigen, dann rief der Graf: „Kunder — das wäre was für uns — hört mal zu.“ Und mit lauter Stimme las er:

„Kavallerieoffizier a. D. sucht für einige Monate auf einem adeligen Gut oder auf einem sonstigen großen, herrschaftlichen Besitz Stellung als Reitlehrer für die Söhne oder Töchter des Hauses. Bewerber ist von Adel und ein anerkannt hervorragender Reiter. Gehalt nach Uebereinkunft. Grundbedingung ist, daß Bewerber in gesellschaftlicher Hinsicht vollständig als gleichberechtigter Gast des Hauses betrachtet wird.“

„Wo steht das, Papa?“

Mit einem ihr sonst ungewohnten Lebhaftigkeit nahm Daamar ihrem Vater das Blatt aus der Hand und überflog die Annonce. Ihre Hand zitterte ein klein wenig und eine lelle Röte stieg in ihre Wangen. Aber niemand merkte dies.

„Aber das wäre so was für uns“ sagte der Graf nach kurzem Besinnen. „Was meint ihr, wenn ich diesen Baron oder was er sonst ist, zu uns einlade? Schaden könnte es auch beiden Mädels nicht wenn ihr noch einmal gründlich Reitunterricht nehmet. Das hat mir der Besitzer vom Tatterfall auch erklärt, mit dem ich oft über euch sprach, während ihr in der Bahn herumgaloppiert.“ Er meinte: Euer Unterricht, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, wäre auf ganz kalter Grundlage erteilt worden.“

Alexa war für die Idee Feuer und Flamme. „Ach ja, Papa, bitte ich habe es diesen Winter selbst oft genug bemerkt wie viel mir noch zu einer fertigen Reiterin fehlt.“

(Fortsetzung folgt.)

man sie mit einer Abklopfung von Sägespänen aus und stellt sie für einige Zeit an die Sonne.

Um die Kreuzmesser der Fleischhackmaschinen zu schärfen, nimmt man — was wenig bekannt ist — eine gewöhnliche Sägefeile, da die Härte der Messer einer guten Sägefeile nicht standhält. Zu beachten ist aber, daß das Anschärfen nur von der rechten Seite erfolgen darf.

Verwendung alter Schuhsohlen. Die Sohle eines alten Schuhs oder überhaupt einen ganzen Schuh benutzt man vorteilhaft zum Abschleuern von Herdplatten. Auf die noch nicht ganz erkaltete Platte wird angefeuchteter Sand gestreut und sodann klüftig mit der Sohle abgerieben. Man spült dann gut nach, trocknet mit einem Filz und setzt hierauf die trockene Platte leicht mit einer Speckschwarte ein.

Gesundheitspflege

Wie schütze ich mich am besten gegen Zug?

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß wir, sofern wir von einem „Zug“ getroffen werden, darauf sofort in unangenehmer Weise reagieren. Man könnte glauben, daß „Zug“ und „Wind“ dasselbe seien, und doch überzeugt uns der manchmal in Kürze eintretende Schnupfen, daß zwischen diesen beiden Arten der Luftbewegung in ihrer Wirkung auf den Organismus ein bedeutender Unterschied vorhanden sein muß. Selbst bedeutende Gelehrte sind nicht in der Lage, eine völlig zureichende Erklärung für diese Erscheinung abgeben zu können.

Wenn wir nun die Vorgänge auf der Haut, die plötzlich von einem kalten Windzug getroffen wird, näher untersuchen, so können wir an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß ein Teil der Hautpartien, die sich meistens in einer gewissen wohligen Erwärmung und in einem bestimmten Gleichgewichtszustand befinden, durch die plötzlich einsetzende kühleren Luftströmung aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Man könnte der Ansicht sein, daß dies beim Hinaustrreten aus einem warmen Zimmer und beim Ausgehen einer kalten Luftströmung, wie es z. B. der Wind ist, auch der Fall ist. Das ist wohl richtig, aber in diesem Falle stellt sich der ganze Körper für die gesamte Hautoberfläche auf einmal um, während bei einem „Zug“ in den meisten Fällen nur die oberen Partien getroffen werden und der übrige Körper davon unberührt bleibt. Der Abwehrmechanismus der Haut kalten Luftströmungen gegenüber, die nur einen Teil der Hautoberfläche berühren, scheint noch nicht soweit ausgebildet zu sein, daß er bei allen Menschen gleich gut funktioniert.

Ein wirklicher Schutz gegen diese Erkältungsgefahr besteht nur in einer sorgfältig durchgeführten Abhärtung. Viele Wasseranaiter sind nun der Ansicht, man müsse den Körper nur mit „kaltem Wasser“ abhärten. Das ist aber ganz verkehrt, denn ein Körper, der nicht daran gewöhnt ist, verliert in der ersten Zeit, ehe er sich anpassen kann, hierbei viel Wärme, und der Endeffekt ist sehr zweifelhaft. Wenn man in der kalten Jahreszeit damit beginnen will, sich abzuhärtet, so nehme man zu den Abwaschungen warmes Wasser, damit dem Körper nicht zuviel Wärme entzogen wird.

Man sollte, sowie man die Abwaschung vorgenommen hat, hinterher den Körper noch einige Minuten der freien Luft aussetzen und dabei gleichzeitig gymnastische Übungen machen, damit man auch auf diese Weise von innen heraus, durch die Muskelarbeit, Wärme erzeugt und den Stoffwechsel des gesamten Organismus wirkungsvoll anregt.

Ein solcher Plan, konsequent durchgeführt, wird schon nach kurzer Zeit den ganzen Körper stärken und ihn gegen Witterungseinflüsse und auch gegen „Zug“ immun machen, so daß man nicht mehr über der lästigen Schnupfen zu klagen braucht. Der Schnupfen ist ja keine schwere Krankheit, aber er zeigt die Leistungsfähigkeit immer herab, und das sollte man vermeiden, indem man seinen Körper gegen diese Einflüsse wetterfest macht.

H. Böller.

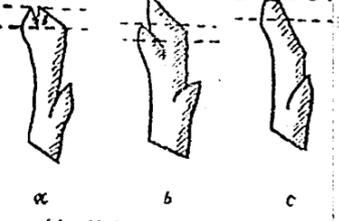
Das Schlafen in ungeheizten Zimmern wird vielfach als besonders gesund bezeichnet. Viele Ansicht ist jedoch irrig. Die geeignete Temperatur für das Schlafzimmer liegt bei 18 Grad C. Man sollte also durch gelindes Heizen darauf achten, daß ständig diese Luftwärme vorhanden ist; ist die Wärme darüber hinaus, so läßt sich ja keinem

durch Lüften ein Ausgleich schaffen. Auch diese Regel kann nicht allgemein als gültig betrachtet werden, denn fränke, Blutarne und schwächliche Personen brauchen unter Umständen etwas mehr Wärme, um genügenden erquickenden Schlaf zu finden.

Garten und Blumen.

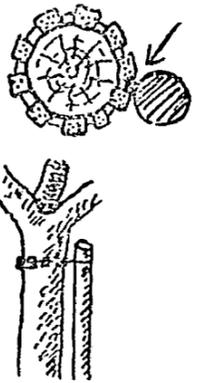
Der Schnitt über dem Auge.

Für die Entwicklung des Auges und die Vernarbung der Wunde ist der Schnitt über dem Auge von großer Bedeutung. In Fig. a ist der richtig ausgeführte Schnitt dargestellt; das Auge ist, wie in den anderen Abbildungen, durch punktierte Linien besonders kenntlich gemacht. Wird der Schnitt in dieser Weise ausgeführt, so kann die Schnittfläche bald vernarben, und das Verstreichen mit Baumwachs erleichtert sich. Wie die punktierten Linien zeigen, beginnt der richtig ausgeführte Schnitt der Basis des Auges gegenüber und hört unmittelbar über dem Auge auf. Fig. b zeigt den zu hoch ausgeführten Schnitt, bei dem die Ueberwallung durch den eintrocknenden Zapfen verhindert oder doch erschwert wird, was bei Steinobstbäumen Anlaß zu Gummifluss geben kann. Der gegenläufige Fehler, der zu tief ausgeführte Schnitt, ist in Fig. c gezeigt. Die zu schräge Richtung der Schnittfläche erschwert die Entwicklung des Auges und bietet eine größere Wundfläche. Das Auge bringt nur einen schwächtlichen Trieb oder treibt unter Umständen gar nicht aus.



Praktisches Baumband.

Die gebrauchlichen Bänder für Bäume halten oft nicht länger als 1 bis 2 Jahre und vertragen gerade oft dann, wenn sie bei einem heftigen Sturm am besten halten müßten. Falls dann der beigelegte Pfahl nicht gerade an der Sturmseite steht, werden dem Baume während einer Nacht durch Reiben an dem Pfahl mitunter fast unheilbare Wunden beigebracht. Das in den Abbildungen dargestellte Korfband beseitigt diesen Uebelstand. Es ist leicht herzustellen, indem man durch mehrere Korfkropfen starken Draht zieht und diesen dann in Form einer „Acht“ um Baum und Pfahl herumlegt. Die beiden Enden des Drahtes werden einfach umgebogen und die so entstandenen Haken mit einem schwächeren Draht verbunden. Bei richtiger Anwendung ist das Band außerordentlich fest, und dennoch schneidet der Korf nicht in die Rinde.



Die von Veredelungen geschulten Reiser können ohne Bedenken zur Wiederveredelung verwendet werden. Dadurch erleidet die Echtheit und Eigentümlichkeit der Sorte keine Einbuße, wie allerdings vielfach angenommen wird.

Der Birnbaum ist hinsichtlich des Bodens sehr gentilsam, wenn derselbe nur mehr trocken und warm ist und die Wurzeln des Baumes darin tief eindringen können. Der Boden muß unbedingt durchlassend sein; denn bei stauender Masse geht der Birnbaum zugrunde.

Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit durch Untergrundpflügen. Die günstige Wirkung des Untergrundpflügens kommt dadurch zum Ausdruck, daß in Gegenden mit geringen Niederschlägen das Wasser bei einem starken, aber kurz andauernden Regen leicht in den geloderten Untergrund einsickern kann und daß ein derartig gelodert Untergrund eine größere wasserhaltende Kraft besitzt als ein anders gelodert Untergrund.

Auf Wildlinge veredelte Birnbäume, welche zu großen Formen bestimmt sind, schneide man ziemlich lang, dagegen kurz die auf Quitten veredelten.

Herd und Scholle

Das Reich der Frau.

Durch richtige Ernährung zur Gesundheit.

Die Magenfrage beherrscht — es ist nicht zu leugnen — gegenwärtig den Heilplan der Ärzte. Die Diät ist tatsächlich ein bedeutender Faktor in der Therapie geworden — eigentlich schon immer gewesen, und die Sentenz des bereits im Jahre 1826 verstorbenen französischen Schriftstellers Brillat-Savarin: „Gee mir, was du isst — und ich sage dir, wer du bist“ — diese viel zitierte Sentenz aus seiner klassischen „Physiologie des Geschmacks“ zeigt deutlich genug, wie hoch man den Wert einer vernünftigen Diätetik eingeschätzt hat zu einer Zeit, zu der man alles krankhafte Ungemach sonst aus der Arzneitische des Apothekers zu kurieren suchte.

In Anbetracht dieser Bedeutung der Nahrung für den Menschen wäre es wünschenswert, wenn in den Gasthäusern auch etwas Rücksicht auf die Diätahrung genommen würde.

Wie hoch heute der diätetische Faktor in der Kunst der Ärzte steht, erhellt schon aus der Tatsache, daß große Krankenhäuser — von Sanatorien und Spezialkliniken gar nicht zu reden — eigene Diätküchen einrichten. Als der bekannte Münchener Chirurg Prof. Sauerbruch seinerzeit mit den zuständigen Stellen in Berlin wegen seiner Berufung an die Berliner Universität verhandelte, machte er seine Forderung u. a. von der Erfüllung der Forderung abhängig, ihm für die von ihm zu leitende chirurgische Klinik im Berliner Charité-Krankenhaus eine eigene Diätküche einzurichten. Die Forderung wurde bewilligt. Die Sauerbruchsche Diätküche soll besonders der Aufgabe dienen, die neuerdings bei der Behandlung von Tuberkulose erprobte mineralisch-haltige Ernährung in weitestem Umfange zur Anwendung zu bringen. In der letzten Zeit ist — vielfach die Rede von der sogenannten Leberdiät gewesen, die wahre Wunder bei den schwersten, bisher für unheilbar gehaltenen

Formen der Blutarmut, bei der perniziösen Anämie, wirken soll. Gerade hier, wo sich eine in ihren wissenschaftlichen und praktischen Auswirkungen vielleicht noch ganz unberechenbare Methodik andeutet, wird es noch mancherlei zu probieren geben . . . und dafür könnte der Arzt recht wohl so etwas wie eine Diätküche gebrauchen.

Noch ein drittes Beispiel aus der jüngsten Aeral Es betrifft die von verschiedener Seite empfohlene Rohkost, die sich bei mancherlei Stoffwechselstörungen, beispielsweise bei der Gicht, als recht nützlich erwiesen hat. Auch hier eröffnet sich ein reiches Forschungs- und Betätigungsgebiet, bei dem physiologische und kulinarische Ansprüche zu ihrem Recht kommen könnten.

Die wichtigsten Forderungen, die an eine moderne Diätküche zu stellen sind, können nach Prof. Matthes wie folgt zusammengefaßt werden: 1. die verschiedenen Formen der Diät bei Zuckerkrankheit (strenge Kost, Fafer- und Gemüsetage usw.); 2. Salz- und fleischarme Kost bei Nierenleiden; 3. Schonungsdiät bei Magen- und Darmstörungen; 4. Entfettungs- und Magerdiäten; 5. purinfreie (eiweißarme, reizlose) Kost; 6. vegetarische Diät; 7. die verschiedenen Formen der sogenannten Probemahlzeiten (z. B. zur Prüfung auf verborgene Blutungen bei Magengeschwülsten, Magen-Darmerkrankungen usw.) und endlich die bereits erwähnten Sonderkostformen (bei perniziöser Blutarmut und bei Tuberkulose). Bei alledem muß — oft in jedem Einzelfalle — eine umständliche Berechnung nach dem Kalorienwerte der Nahrung angestellt werden.

Küche und Haus.

Rohe gebratene Kartoffeln. Kleine, runde Kartoffeln werden mit Butter, feingehacktem Schnittlauch und etwas Pfeffer gebraten. Etwas Brühe wird darangegeben und die Kartoffeln in fest zugebedecktem Topfe noch eine halbe Stunde geschmort, darauf zum Ziehen auf eine warme Herdplatte geschoben.

Kartoffelbrei gebaden. Man schält die Kartoffeln und kocht sie recht weich. Darauf werden sie abgeseigt und mit dem Kartoffelstampfer gründlich zerkleinert. Mit Salz und heißer Milch rührt man sie auf dem Feuer, bis sie anfangen aufzustoßen. Nun gibt man in eine Schüssel etwas Butter oder Schmalz und zwei Eier, rührt alles gut ab und vermischt es mit dem Kartoffelbrei. Die Masse füllt man in eine reichlich ausgebutterte Form und bäckt sie im Ofen, bis sie lichtbraun geworden ist.

Freilasserte Kartoffeln. Man schält hierzu die rohen Kartoffeln, schneidet sie in Spalten, übergießt sie ein wenig in Salz- und Kümmelwasser, gießt sie darauf recht trocken ab, gibt Fett in einem Siegel mit feingehackten Zwiebeln und feingehacktem Petersilientraut, schüttet die Kartoffeln hinein, füllt ein wenig mit Würfelbrühe nach, salzt und pfeffert nach Geschmack und läßt die Kartoffeln dünsten. Vor dem Anrichten freilassert man sie mit einem Eigelb und säuert ein wenig mit Weinessig.

Kartoffelkäse. Rohe Kartoffeln reibt man, allbadenes Weißbrot schneidet man in Würfel, übergießt die Hälfte derselben mit Milch und röstet die andere mit feingehackter Zwiebel und Petersilie goldgelb. Nun preßt man den Kartoffelbrei in einer Serviette aus, vermischt ihn mit Mehl und einigen Eiern und mischt Weißbrotwürfel und das nötige Salz unter die Masse. Aus dem Teig rollt man eine Walze, schneidet gleichmäßige Stücke ab, die man in Röhre formt und in Salzwasser gar kocht.

Salzgefäße, die einen moderigen Geruch ausströmen, füllt man mit Wasser, das mit Essig oder Branntwein durchseht ist, und läßt sie einige Tage stehen. Sodann schneuert

Das einsame Heldengrab.

Fern ein Grab in stiller Weite,
Halb verlassen, sandverweht —
Wie an ihm im Trauerkleide
Weinend eine Liebe steht.

Nur des Himmels Wolken grüßen
Still und stumm zu ihm herab,
Und der Sonne Strahlen lassen
Bärtlich das Soldatengrab.

Einsamkeit, die hülstet leise
Es in seinen Schleierschrein,
Singt mit süßer Stimme Weise
Stets den müden Schläfer ein:

„Schlafe du den Schlaf der Helben!
Für die Heimat floh dein Blut —
Weiß auch keiner ihr's zu melden,
Wo dein müder Leib nun ruht,

Waubst von allen dich verlassen,
Die dir einst so lieb und nah,
Kränk's dich über alle Wägen,
Daß dein Grab noch niemand sah:

Daß es dir zum Troste sagen:
Hier im öden Wüstenraum
Wacht bei dir, von Lieb getragen,
Feiner Mutter schönster Traum.“

Anton Brunwald.

Ein Wunder der Technik.

Das Klavierspiel auf Catalina Island.

Etwas 80 Meter über der Avalon Bay auf Catalina Island (Neufundland) steht auf waldiger Anhöhe ein schöner Turm mit einem Klavierspiel, das nicht selbsteigenen haben dürfte. Den Vergrüßungserstern den an Bord der in die Bucht einlaufenden Dampfer entbletet es melodischen Willkommen und ruft den ausfahrenden Schiffen ein letztes Lebewohl nach. Es dient fernerhin als Begleitung bei den abendlichen Konzerten der Catalina-Marienkappelle in dem griechischen Amphitheater jenseits der anmutigen Avalon-Bucht, an deren Ufer die malerisch gelegene Stadt gleichen Namens sich befindet.

Das elektrisch betriebene Klavierspiel verkündet weiterhin mit melodischen Schlägen den Bewohnern jede Viertelstunde. Bei der Nachmittagsandacht besorgt es die Musikbegleitung, während bei festlichen Gelegenheiten ein Programm ausgewählter Musikstücke durch Vermittlung des Tastatur-Apparates, der in den Bureaus der „Santa Catalina Island Company“ aufgestellt ist, ausgeführt wird. Der anheimelnde Klang dieser Musik ist nicht nur 5 Meilen weit auf See zu hören, er wird überdies auch von der dortigen Funkstation gesendet. Nach der Versicherung von J. C. Deagan, der sich als Erfinder musikalischer Schlaginstrumente in Amerika einen Namen gemacht hat, stellt dieses Klavierspiel den vollendetsten Satz von Klavieren dar, den man überhaupt kennt. Er umfaßt 20 Töne der diatonisch-chromatischen Tonleiter. Ein Motor von 3 Pferdekraften und eine Dynamomachine von 45 Volt, die in dem Turm aufgestellt sind, vermitteln den Antrieb.

Es bedurfte einer dreijährigen Arbeit, um das besonders konstruierte Uhrwerk und die elektrischen Leitungssysteme, die die in Metallröhren hängenden Klavieren betätigen, zu montieren; die Herstellung dieser Metallröhren nahm sogar zehn Jahre in Anspruch. Das selbsttätige Uhrwerk bringt die Klavieren alle fünfzehn Minuten zum Erklängen. Um getragene Musik auszuführen, sind außerdem zwei vollständige Sätze von Klaviaturen vorhanden, die den Klang dauernd kontrollieren. Es waren nahezu zehn Meilen Draht erforderlich, um die Verbindungen der Klavieren mit die-

sen Klaviaturen oder Tastaturen herzustellen, von denen eine in den schon erwähnten Bureaus und die andere in dem griechischen Amphitheater plaziert ist. Als die Klavieren in Auftrag gegeben wurden, wurde die ausdrückliche Forderung gestellt, daß ihr Ton weich, von musikalischer Ausdrucksfähigkeit und frei von allen metallischen Nebengeräuschen sein müsse. Um dieser Forderung nachzukommen, bedurfte es monatelanger Versuche, bei denen 94 Metalllegierungen und über 100 verschiedene Wand- und Durchschnittsverhältnisse durchgeprobt wurden. Dann blieb noch das Problem der atmosphärischen Verhältnisse auf der Insel zu lösen. Die langen Stahlröhren blieben von den plötzlichen Temperaturänderungen nicht unberührt. Wieder bedurfte es längerer Versuche, um zu verhindern, daß die Ausdehnung und die Zusammenziehung des Metalls die Tonqualität beeinflusste.

Alle diese Schwierigkeiten wurden indessen vollständig überwunden. Die Musik dieses Klavierspiels läßt an Genauigkeit des Tons, an Zuverlässigkeit der Intonation und der gleichförmigen Klangstärke keinen Wunsch unbefriedigt, ganz gleich, von welcher Entfernung aus man die Musik hört.

Das große Jahr.

Das ist etwa kein Jahr, das wir für unsere Kalenderrechnung brauchen, wenn es sich auch auf astronomische Ursachen zurückführen läßt. Bekanntlich bleibt unser Polarstern nicht immer der Stern, der dem Pol am nächsten steht, sondern er wird im Laufe der Jahrtausende von anderen abgelöst. Gegenwärtig hat er vom Himmelsnordpol eine Entfernung von rund 2½ Mondbreiten und wird ihm bis zum Jahre 2100 nähererücken, um sich dann von ihm zu entfernen. So wird im Jahre 14000 n. Chr. der helle Stern Wega Polarstern werden. Das Himmelsbild ist dann ein ganz anderes wie heute: Von den südlichen Sternbildern sehen wir in seiner ganzen Größe den Zentaur, den wir heute im Wendekreis des Krebses beobachten können. Das schöne Sternbild Orion ist ganz unseren Blicken entschwunden. Im Jahre 15000 läßt sich in Berlin das südliche Kreuz sehr gut sehen, dessen nördlicher Stern im Jahre 18000 vom Horizont einen Abstand von 12 Grad haben wird; dasselbe gilt für das Jahr 20000. Schon vor 5000 Jahren konnte man das südliche Kreuz bei uns in Augenschein nehmen. Alle diese Veränderungen wiederholen sich in 26000 Jahren, welcher Zeitraum auch das platonische Jahr genannt wird.

Woher kommt dieser Wechsel am Himmel? Die Erdochse steht nicht senkrecht auf ihrer Bahn, und zwar beträgt die Neigung 66,5 Grad. Der Äquatorwinkels steht danach 23,5 Grad nördlich oder südlich von der Ebene der Erdbahn, der Elliptik oder der scheinbaren Sonnenbahn. Die Sonne ist bestrebt, jenen Winkel in ihre Ebene hineinzuziehen, oder, mit anderen Worten, die Erdochse aufzurichten. Das gelingt ihr aber nicht, weil die Umdrehung der Erde dagegen wirkt. Der Erfolg ist nur der, daß die Erdochse gleich einem rotierenden Kreisels ihre schiefste Lage zwar behält, aber gezwungen wird, einen Kreis um den Pol ihrer Bahn, der Elliptik, zu beschreiben. Der Radius dieses Kreises beträgt 23,5 Grad. So zeigt gegenwärtig die Erdochse nach dem Polarstern und wird in späteren Jahrtausenden auf andere Sterne hinweisen. Sternbilder, die bei uns heute auf- und untergehen, werden in diesen Zeiten immer über dem Horizont bleiben.

Ein merkwürdiges Barometer.

Ein Bronzering als Wetterstatist.

Vor kurzem hat der Vorgeschichtsforscher Stenau das Ergebnis von Untersuchungen veröffentlicht, die dadurch bemerkenswert waren, daß sie ausschließlich nur an einem verwitterten prähistorischen Bronzering angestellt wurden. Aus der genauen Untersuchung



W. 3030 Taghemd aus Watist mit Kollern, Hohltaht und Pochstickerei. Vandröckchen. Abplättmuster, Preis 20 Pf. Schnitt für Größe 44 und 48 erhältlich. Preis 40 Pf.

W. 30292 Nachthemd aus Chiffon mit Hohltaht-motiven, Valenciennes-spitze und Weißstickerei. Abplättmuster, Preis 80 Pf. Schnitt für Größe 44 und 48. Preis 40 Pf.

W. 3030

des Ringes war es dem Forscher möglich, die verschiedensten Feststellungen über das Klima jener Zeitperioden zu machen.

Der Ring, der in der Nähe von Lebus gefunden worden war, stammt aus der frühen Periode der Eiszeit, also etwa aus der Zeit um 700 vor Chr.; er ist von zwei Patinaschichten überzogen, von denen die obere braun und die untere bläulichgrün gefärbt ist. An diesen beiden Patinaschichten hat nun Vlenau seine Studien über die im Laufe der Zwischenzeit erfolgten Klimaveränderungen angestellt und zunächst festgestellt, daß während der zwei Jahrtausende ein dreimaliger Klimawechsel stattgefunden haben muß. Er ging dabei davon aus, daß die obere braune Patinaschicht des Ringes aus Zinnäure und wasserhaltigen Eisenoxyden, mit denen sie durchsetzt ist, besteht.

Nachdem der Ring in der Erde gelegen hatte, mußte also in erster Linie die Erdbeschaffenheit und ihre Trockenheit oder Nässe auf ihn eingewirkt haben. Da nun die erste Entstehung der braunen Schicht nur in trockenem Erdreich vor sich gehen konnte, muß in dieser Zeit ein sehr trockenes Klima geherrscht haben. Die braune Farbe konnte aber ihrerseits nur dadurch zustande kommen, daß die Stoffverbindungen durch eisenhaltige Meerwasser aufgelöst und dabei gleichzeitig die Zinnäure mit Eisenoxyden durchsetzt wurde. Während dieser Zeit muß das Klima demnach etwas kälter und feuchter gewesen sein. Infolge der Luftdurchlässigkeit der oberen Patinaschichten konnte sich die untere blaugraue Schicht leicht weiter bilden, was aber während der großen Feuchtigkeitsperiode nicht möglich gewesen wäre. Es mußte deshalb erst wieder eine gewisse Trockenheit eintreten, um den Luftdurchzug zu bewirken.

Eine Zusammenfassung ergibt also, daß zur Zeit, als der Bronzering in die Erde gesenkt worden war, das Klima ziemlich trocken und warm gewesen sein muß. Als dann die Eiszeit begann, erfolgte der sogenannte „Sernanderische Klimasturz“, d. h. eine wesentliche Verschlechterung des Klimas, das nun auch nach und nach feuchter wurde. Unter dem Einfluß dieser Klimaveränderung wanderten um diese Zeit große Germanenzüge nach dem Süden aus. Auf die Feuchtigkeitsperiode folgte wohl verhältnismäßig bald wieder eine Periode wärmerer und trockenerer Witterung. Nur die kurze Dauer der Verschlechterung kann man daraus schließen, daß die braune Oberschicht der Patina nur 0,3 Millimeter dünn ist, sich also in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum gebildet haben muß.

Unheimliche Schmuckstücke.

Noch heute besteht bei einigen exotischen Völkern der Brauch, mit den Schädeln der verstorbenen Angehörigen gewisse Kulthandlungen vorzunehmen. So setzt man bei den Bewohnern der zu den Neuen Hebriden gehörenden Insel Ambryn den Schädeln Masken auf und trägt sie bei Festen immer mit sich herum. Manche Männer tragen z. B. längere Zeit hindurch den Schädel ihrer verstorbenen Nichteckfrau bei sich und sehen ihn bei den Festmählern auf einen eigenen Platz neben sich hin, weil sie glauben, die Tote könne auf diese Weise doch auch an der allgemeinen Freude teilnehmen.

Sehr häufig pflegt man den Schädeln mit einer plastischen Masse naturwahre Gesichtszüge aufzubasteln, worauf man sie in der Wohnhütte aufstellt, um sie stets um sich zu haben. Gibt es einmal ein besonders gutes Essen, so verkrümmt man sie, auch dem Schädel etwas davon vorzusetzen, damit er wenigstens den Geruch der Speise genießen kann. Bei den Miktoples, den Ureinwohnern der Andamanen, werden, nach John Hagenbecks Schilderung, die Schädel verziert und sodann aufgehängt, damit jeder sie sehen kann, während die Knochen zerlegt und aus ihnen Schmuckstücke hergestellt werden, die man später an die Freunde verschenkt. Eine andere, ebenfalls auf den Andamanen übliche Sitte besteht darin, daß man

die Schädel zuerst reinigt, dann rot und weiß bemalt und nun als „Verteiler“ solange mit sich herumträgt, bis die Knochen zermürben und endlich abfallen. Auf den Molukken wird dem Schädel des Familienvaters besondere Verehrung dargebracht. Man legt ihn entweder auf ein eigenes Gestell oder aber auch auf eine Schüssel und verrichtet dann Gebete vor ihm und spendet die Opfergaben.

Charakter und Zunge.

Ein guter Weg zur Selbsterkenntnis.

Die meisten Leute haben so viel mit dem Befesteln ihrer Mitmenschen zu tun, daß ihnen keine Zeit bleibt, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Und doch würde dieses Selbststudium für sie das Gute haben, ihre schwachen Seiten kennen zu lernen. Ein guter Weg zur Selbsterkenntnis und Selbstbeurteilung ist, so liegt man in einer englischen Zeitschrift, das Studium der Zunge, die über den Charakter wertvolle Aufschlüsse gibt. Man braucht sich nur vor den Spiegel zu stellen und die Zunge weit herauszustrecken, um sich darüber klar zu sein, was mit einem los ist.

Ist die Zunge kurz und schmal — man glaubt nicht, welche erstaunliche Vielseitigkeit die Zunge hat! — so deutet das auf Schlaueit, verträgliches Wesen und einen unzuverlässigen Charakter. Der Besitzer einer solchen Zunge wird schwerlich einem Freunde die Treue halten. Dagegen ist die kurze und breite Zunge mit breiter Spitze eine gute Zunge. Ihr Besitzer darf als ehrenwert, zuverlässig und sympathisch gelten und hat Anspruch auf Vertrauen in allen Lebenslagen. Am allermeisten darf er als ehrgeizig und herrschsüchtig angesehen werden. Ist die Zunge schmal, so ist das immer ein Zeichen geringer Zuverlässigkeit. Ist sie jedoch ungewöhnlich lang, so ist der Besitzer geistig hochbegabt aber gleichzeitig räuberisch und hinterlistig. Die schmale Zunge mit runder Spitze ist die Zunge des Künstlers, besonders des Musikers. Eine tiefgehende Zunge ist ein gutes Zeichen, das darauf schließen läßt, daß der Besitzer viel gute Eigenschaften und kein Laster hat; aber es ist keine „Geschäftszunge“. Diese hat rechts und links markierte Punkte, aber keine ausgeprägte Spitze. Ihr Besitzer hat einen hervorragenden Instinkt für alle geschäftlichen Dinge und wird seinen Weg in der Welt machen. Eine dünne Zunge, die spitz ausläuft, ist die des geborenen Redners, und eine solche, die an der Spitze dicker wird, und an jeder Stelle ausgeprägte Schwelungen oder Erhöhungen zeigt, ist die Zunge des lebensfreudigen Optimisten, der bei jedermann beliebt ist, wenn auch sein Charakter wankelmütig und unzuverlässig ist.

Ausgrabungen in Mittelamerika

Neue Funde aus der Maya-Kultur.

Schon vor einiger Zeit wurde über die auffaeherrregenden Funde in Mittelamerika aus der Zeit der Maya berichtet. Auch neuerdings sind die Ausgrabungen fortgesetzt worden, und hierüber berichtete dieser Tage in einem Vortrag, den er bei Gelegenheit der Jahreshauptversammlung der Amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft hielt, der Archäologe am Carnegie-Institut, Dr. Sylvanus G. Morley. Die Ausgrabungen fanden in den Ruinen der vom Urwald überwucherten Stadt Nagakun im nördlichen Teile des Peten-Bezirktes statt. Freigelegt sind drei Tempel und eine große Pyramide, deren Schichten ersichtlich als Sonnenuhrzeiger diente, auch zur Bestimmung der Tag- und Nachtgleiche und des Sonnenstandes, bekanntlich zweier bedeutender Faktoren bei der Feststellung des Kalenders. Da Nagakun die älteste Maya-Stadt ist, die bis jetzt entdeckt wurde, was daraus hervorgeht, daß die hieroglyphischen Inschriften bis auf das Jahr 68 der heutigen Zeitrechnung, also etwa auf die Zeiten des Kaisers Nero, zurückzuführen sind

diese Funde ein abetmaliger Beweis für die ungemein hochstehende Kultur und die erstaunlichen astronomischen Kenntnisse der Vorkolonisten in jener Frühzeit „handwerkzentrierter amerikanischer Kultur“.

„Während der Ausgrabungen“ — erzählte Dr. Morley, — „trafen wir auf eine Menge riesiger Gipsabgüsse, Köpfe von einer Höhe und Breite in 2-8 Metern. Diese Gipsköpfe hatten anfangs die vier Seiten der Pyramide geschmückt, sind aber infolge der üppigen tropischen Pflanzenwucherungen teilweise zerstört worden. In einem der Tempel wurde auch ein Altar gefunden, zugleich ein großes Gefäß, das eine etwas grob zugehauene Tonbüste enthielt, die völlig rot bemalt war. Es ist anzunehmen, daß das Gefäß, da es wesentlich ungeeigneter gearbeitet ist als andere Götterbilder und Kunstgegenstände, von einer noch früheren Zeit herkommt.“

Ganz wunderbare Malereien sollen übrigens in einem alten Tempel der größten Maya-Stadt, in Chichén Itzá, gefunden worden sein. Die Wandbemalungen in diesem Tempel haben sich bemerkenswert gut erhalten. Die Farben der riesigen Schlangenglieder waren so klar, als ob sie gestern gemalt worden seien.

Sauzperde im Altertum.

Das beliebte Quadrillen-Reiten bei pferdesportlichen Veranstaltungen ist durchaus keine neuzeitliche Erfindung. Tanzen und Reiten gab es viel mehr schon im antiken Altertum. Plinius berichtet, daß diese Tanzdresur eine Spezialität der Bewohner der griechischen Ackerbau-Kolonie Sybaris in Unteritalien war. Als die Kolonie Sybaris mit der benachbarten griechischen Kolonie Kroton im Kriege lag, bemerkten die Kämpfer von Kroton, daß die Sybariten ihre Pferde zum Tanz abgerichtet hatten. Darauf bauten sie ihren Kriegsplän. Sie ließen heimlich ihre Trompeter die Tanzmelodien lernen, die die Sybariten zur Dressur ihrer Pferde benutzten. Als nun die sybaritische Reiterei zum Angriff vorging, ließen die Trompeter der Krotonen diese Tanzweisen erklingen. Die Pferde begannen, als sie die bekannten Melodien hörten, sofort zu tanzen und wegzurufen, vom Plage zu gehen. Die Folge war, daß die Sybariten eine vollständige Niederlage erlitten.

Plattdütsch Eck.

Gen jobet Mittel.

Wett in de Knochen man dat Rielen,
So deist dat doch barborischen bieten,
Et treck int Beenen un in'n Arm
Un man künn schriegen tum Erbarm.
Nimmst man een sponischen Plosterplacken (spanisches Pflaster),

Un bringt den up de Stell to haden,
Wo et ant allerdütschen schringt,
Von wo dat Stäken wiererdringt,
Denn deist de Wehdog sich vertrecken,
Un't Rielen deist dann werrer schmieden.

So jing et oof den ollen Buller,
Den packt dat Rielen dull un buller,
He künn bi Nacht un Dag nich schlophen,
So har't em dijset Mol jetrophen.
As he et nich mehr künn verbieten
Un immer düller würr dat Rielen,
Un immer jrotter würr dat Becken,
As wenn int Knochen Mejer steken,
Un he vör Wehdog tum künn stohn,
Dunn wagt he nohn Aptheler john,

Item hier een jobet Blot to holen,
Vör den he denn nich brukt to tohlen.
Denn spoot he doch da: Doltterjeld
Un sporen mütt man up de Welt.

He wagt sich int Apthel instellen
Un wagt dor lang un breet vertellen,
Wo't bi em peekt, un wo et sitt,
Un wo et treckt un wo et bitt.
De Herr Aptheler kennt den Sträpel,
He hört et Dag för Dag in Schäpel,
Un immer hört he hen so willig,
Un niemols wagt he ungedällig.
As Buller endlich utverteilt
Un alles hett jenug veremelt,
Besonders, dat schon hett ant Hust
De Wehdog sich noch hoben schüfft,
Dor holt denn de Aptheler'smann
Een jrotet schwartet Ploster ran,
Un jüwt denn Bullern Unnerrecht,
Wie he dat schon to haden kriegt.
Man brücht dat Ploster an den Pinneren,
Dat treckt un deist de Wehdog sinneren.
Un fällt et oof erst bannig bieten,
Nohst is mit eenmol weg dat Rielen.
„Na, sitt dat Ploster denn oof jett?“
„Dat klewt un hakt upt allerbest.
De Körperwarmnis hüllt dat wiß,
As wenn't mit Kleister anklewt is.“

He leggt dat Ploster Bullern hen,
De brücht un kühlt denn noch een Enn,
Un jehst denn, as sich ammer künnen
Nu in den Loden injesunnen.
Doch dat, worüm he kommen wer,
Dat Plosterding vull schwarze Schmärt,
Dat har nu Buller doch berjäten,
Dat leg noch dor, wo he har jäten.

Twec Wochen spärer keem Buller werrer,
He stöhnt un sett't sich langsam nerrer,
He har woll Wehdog, un denn würr oof
Ut sin Ganteern man nich recht kloof.
He höllt sine Hof, ut de he oft schüwot
Vont Hinnerdeel wat öwer de Hüft.
„Na, Herr, Ehr Ploster, dat is jo nisch wert,
Dor hemm'n Se wirklich mi mit anschmärt,
Jehulpen hett et noch nich een baten,
Un denn hett't oof nich festjesäten.“
Un he küppt de Hof' aff un wißt up dat Flach —
Un de Aptheler denk, em röhet de Schlag:
Dor seet up dat Hinnerdeel von Bullern,
Een hellrode Schiew, de jegen dat Bullern
Kings um den Bul mit Fodens wer bunnen,
Un doch rufst immer se een hät noch unnen. . . .

„So, Mann, wat hemm'n Se denn dor to haden?“
„Na, Ehr Ploster! Un dat Dos will nich haden!
Un treden deist't oof nich, denn id mütt jegenen,
Keen hät deist sich de Wehdog leggen.“

Doch, armer Buller, wie wer't bi john!
Wat harst du bi ünt Niew jeschlohn? —
Den Teller von'n Loden, up den dat Jeld
Vont Lüd wagt immer upjettelst,
Un de vör forte Lüd verschwunnen.
Den har sich Buller upjebunnen.
Den har he anstell't Ploster nohmen,
Un dat wer em nich jood befomen.
He har nich treckt, he har nich bakt
Un wer em oft bald runnerlakt.
Noch immer lacht de Herr Aptheler,
Un Buller, de würr jornich klöter,
Bett de Provijer denn nu kümmt
Un em dat niemodsich Ploster nimmt,
Un dorjör em dat schwarzbeschmärt
Un sich bi Rielen jodbewahrt
Stüdt Ploster an de Hüft henschmitt,
Wo et so seft as Teerschmärt sitt.
„So,“ leggt he, „dat foreest bi schneller,
As disse robe Jummittel.“